

Zeitschrift: Das Werk : Architektur und Kunst = L'oeuvre : architecture et art
Band: 23 (1936)
Heft: 7

Artikel: Das Appenzellerhaus
Autor: Steiger, E.A.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-19918>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Drei Gehöfte; trotz hügeligem Gelände einheitlich nach Südosten ausgerichtet. Aufnahme 10 $\frac{1}{4}$ Uhr

Das Appenzellerhaus

Die anmutige Appenzeller Hügellandschaft ist gleichmässig übersät mit kleinen Bauerngütern, den «Heimeten». In den Dörfern wohnen keine Bauern, sondern Fabrikanten, Handwerker und Gewerbetreibende. Das lässt sich am einfachsten aus der Bewirtschaftung erklären. Das Appenzellerland ist sehr reich an Niederschlägen und damit für den Getreidebau wenig geeignet. Die Besiedlung hat denn auch erst spät, im X. und XI. Jahrhundert eingesetzt, und wir gehen wohl nicht fehl, anzunehmen, dass die ersten Bewohner von Anfang an zur Hauptsache Milchwirtschaft betrieben haben. Sie bauten Haus und Stall mitten in ihre Wiesen hinein, um das Vieh nicht weit treiben zu müssen. Haus und Stall wurden, wie es der Blockbau zunächst bedingt, als selbständige Gebäude erstellt. Der Zwischenraum wurde aber im Laufe der Zeit kleiner, und schliesslich baute man beide Teile zusammen. Nicht selten wurde auch der Zwischenraum nachträglich überdeckt und eingewandert. Es ist auffallend, wie die grosse Mehrzahl der Appenzellerhäuser gleich, nämlich nach Südosten orien-

tiert ist. Diese Stellung ergibt für die Südfront den besten Schutz gegen den von Westen her heftig angreifenden Regen und zugleich eine gute Besonnung. Hieraus ergab sich eine Tradition, die Häuser parallel zu stellen, ohne jede Vorschrift weder von seiten eines Lehenherrs noch durch Gesetz. Joh. Caspar Zellweger berichtet für das XII. Jahrhundert: «Keinem durfte man das Licht verbauen, sonst aber bauen nach Belieben» und Art. 186 des Landbuches von Appenzell lautete: «Es mag ein jeder bauen auf dem Seinigen nach Belieben und Wohlgefallen, doch den nächst gelegenen Wasserfuhren ohne Schaden.» Die Tradition ist so stark, dass Häuser, die der Regel widersprechen, als «hendervör» bezeichnet werden. Man hielt an dieser Stellung auch fest, wenn die Strasse eine andere Richtung hatte oder hinter dem Hause vorbeiging und sogar dann, wenn das Gelände nach Süden anstieg.

Die Entwicklung des Grundrisses der «Landenhäuser», zu denen die hier betrachteten Gebäulichkeiten gehören, ist bekannt. Dem Erdgeschoss, das bereits Stube,



oben: Orientierung der Häuser nach Südosten, die Ställe schützen die Häuser gegen den Westwind

Mitte: Die traditionelle Orientierung ist beibehalten, trotzdem das Gelände nach Süden ansteigt

unten: «Tätschhaus», sehr flaches Dach. Fensterstreifen gleich hoch wie Brüstungstreifen

Nebenküche, Küche und Gang enthielt, wurde als nächster Schritt ostwärts eine Laube angefügt. Damit kam der Eingang auf die Südseite zu liegen. Dieses Grundriss-schema übernahmen die ersten Bürgerhäuser, die aber auf den Erdboden ein meist nicht unterkellertes, massives Sockelgeschoss stellten. In diesem befanden sich die Geschäftsräumlichkeiten. Es drängte sich bald auf, Haustüre und Gang in die Mitte des Hauses zu nehmen, wodurch die Treppe in die Mitte der Nordfassade zu liegen kam. Parallel mit dieser Entwicklung ging die Wandlung des Daches, das sich aus seiner ursprünglich flachen Lage allmählich aufrichtete, so dass in seinen weiten Raum ein und zwei, ja sogar drei weitere Geschosse eingebaut werden konnten. Aus dem kleinen Bauernhaus ist ein stolzes Bürgerhaus geworden, welches das



oben: «Tätschhaus» mit Giebelfront, links Schirmwand

unten: Steiles Dach; weisse Fenster im braunen Holzwerk

einfache Satteldach durch das zweiseitige Mansarddach ersetzt und dem Giebel eine lebhafte Bewegung gibt. Der Appenzeller öffnet die nach Süden gerichtete Hauptfront dem Lichte oft bis aufs äusserste Mass. Sobald darum durch das steilere Dach der Giebel eine gewisse Grösse erreicht hatte, erstellte man keine Trauf-fronhäuser mehr. Sie kommen eigentlich nur bei den alten, ganz flachgedeckten «Tätschhäusern» vor. Diese starke Wertschätzung der Giebelfront veranlasst den Appenzeller, auch bei Häusern, welche in Reihen zusammengebaut sind, diese Stellung beizubehalten, trotzdem dadurch unangenehme Schneewinkel entstehen.

Einige Eigentümlichkeiten sind noch zu erwähnen: beim Haus des Kleinbauers und Webers der Webkeller, zu zwei Dritteln in der Erde, feucht, wie es zum Weben



Regelmässige Verteilung von Fenstern und Füllungen über die ganze Breite des Hauses

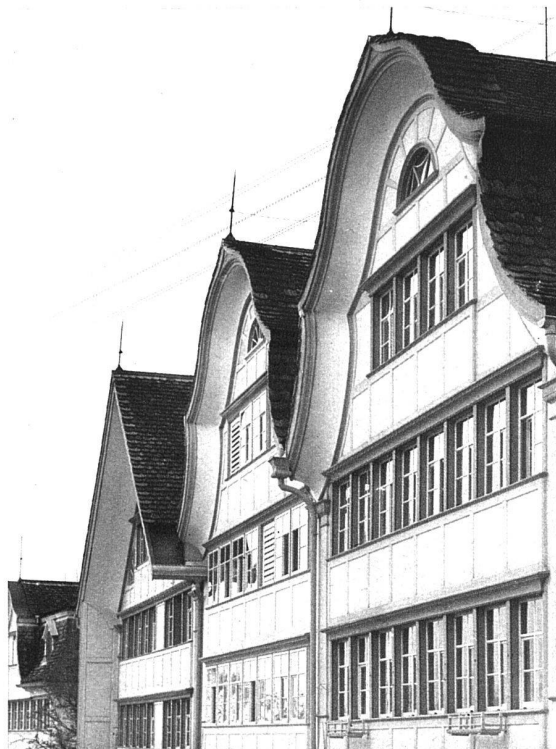
notwendig ist, und mit einer langen Reihe hochliegenden der Fenster. Die Südfront ist sehr oft beiderseits durch eine schräge Schirmwand gegen Regen geschützt. Eine ähnliche Bildung kennt das Freiburger Dreisässenhaus, das diese Wände aber auch auf der Nordfront anbringt.

Ausgangspunkt der konstruktiven Entwicklung ist der Blockbau, der sich über den Strick mit den sichtbaren Köpfen zum kunstvollen «Zapfenstrick» mit dem «Kämmli» entwickelt. Der Ständerbau ist bei Wohnhäusern kaum je angewendet worden, dagegen findet man ihn bei Ställen, wo man wenig aufwenden wollte, oder es sind die Innenwände einer Firstkammer «igfällt». Die Riegelkonstruktion mit beidseitiger Verschalung ist erst seit etwa 40 Jahren üblich geworden. Lange Zeit blieb der Strick zumindest auf der Südseite sichtbar. Auf den Wetterseiten wurde er durch einen Bretterschirm geschützt, der in seiner ältern Form (Schwabenschirm) aus umgesäumten Brettern besteht, von denen jedes zweite als «Deckel» über die beiden Nachbarbretter hinausgeht. Dieser Deckel wurde wegen der Baumkante mit der «lätze Site» nach aussen angenagelt, während besäumte Bretter (Herzbretter) mit der Markseite (guten Seite) nach aussen angeschlagen werden. Durch das Werfen drücken die Kanten des Deckels nach und nach sehr fest auf die untenliegenden Bretter. Die Entwicklung ging weiter über den Leistenschirm zum «geschläuften Schirm», dessen ungleich starke Bretter ab-

wechselnd beidseitig genutet oder beidseitig gefälzt sind. Es ist zu beachten, dass die Bretterschirme immer senkrecht angebracht sind, wie es konstruktiv richtig ist.

Als die Nägel wohlfeil wurden, konnte man die grossen, mit Steinen beschwerten Brettschindeln durch kleine, besser schliessende Handschindeln ersetzen und damit dem Dach eine grössere Neigung geben. Man konnte jetzt auch die Fassaden schindeln und verwendete die neue, dauerhafte Technik in erster Linie für die Ost-, Nord- und Westseite. Ein Schirm aus feinjährigen Rot-tannen-Schindeln hält ohne irgendwelchen Anstrich oder Imprägnierung, dort wo er dem Wetter am meisten ausgesetzt ist, in seinen senkrechten Teilen etwa 20 Jahre. Wo er aber vom Regen nicht getroffen wird, dauert es zwei- bis dreimal so lang, bis er von der Sonne ausgebrannt ist. Die am meisten gefährdeten Teile sind die Abwürfe über den Fenstern und dem Sockel. Ueber dem letztern liess sich der Abwurf so lange nicht vermeiden, als der Sockel aus einer dicken Bruchsteinmauer bestand, die zentrisch belastet werden musste. Bei den neuen betonierten Mauern kann der Abwurf vermieden werden.

Vor den Fenstern sind äussere Zugläden angebracht. Wegen des Regenwassers werden sie auf der Ost-, Nord- und Westseite aufgezogen, während sie auf der Südseite in den Raum zwischen Strick und Ueberladen hinuntergelassen werden. Dieser letztere ist ein Stück Täfer,



Reihung von Giebeln, beim hintersten Haus Schutzwand



Windschutzwand; die Dachuntersicht besteht aus Balken, nicht aus Brettern

auf den Seiten oft originell ausgeschnitten, das der Ausgangspunkt zu der spätern vollständigen Vertäferung der Südseite ist. Meist völlig regelmässig überzieht dieses Täfer aus Friesen und Füllungen die ganze Fassade. Im Mittelland haben die Füllungen die Breite der zwei-flügligen Fenster-Elemente und müssen daher aus feingliedrigem und sehr sorgfältig verleimtem Holz hergestellt werden. Im Innerrhodischen und zum Teil im Hinterland dagegen werden die Füllungen durch senkrechte Mittelfriesen geteilt. Diese Konstruktion verträgt natürlich kein Wasser und macht den grossen Dachvorsprung nach Südosten und die beidseitigen Schutzwände notwendig. Um so knapper sind oft die Vorsprünge auf den andern Fronten. Interessant ist, dass die Anforderungen an die Qualität der Arbeit im Mittelland etwas höher gestellt werden als im Vorder- und Hinterland, und dass im Verkehr zwischen Zimmermeister und Bauer noch heute Linie, Schuh und Zoll gelten.

Der kleine Maßstab, in welchem die Appenzellerhäuser gebaut sind und der konsequent durchgeführt wird, ist von entscheidender Bedeutung. Die Appenzeller sind von kleinem Wuchs, was die sehr geringe Geschosshöhe ermöglicht. Bei einem der schönsten Bauernhöfe von Speicher beträgt die lichte Geschosshöhe nur 183 cm! Da der Boden lediglich aus 6 cm starken Dielen besteht, welche über 4,50 m ohne Unterzug gespannt sind, ist die

Geschosshöhe von Oberkant Boden zu Oberkant Boden 189 cm. Diese Dimensionen sind nichts Anormales und ergeben daher bei der Reihung der Fenster und Füllungen auch bei kleinen Grundrissen ausgesprochen liegende Verhältnisse in den Fassaden. Die Fenster und ihre Teilung, die Profilierungen der Fenstersprossen, der Gesimse und Verkleidungen entsprechen dem gegebenen Maßstab. Die Feingliedrigkeit wird unterstützt durch die knappe Verwendung der weissen Farbe in der sonnengebräunten Front. Die hocheffuliche Wirkung der Appenzellerhäuser wird zum grössten Teil durch entsprechende Ausbildung der Konstruktion erreicht. Verglichen mit den Holzbauten anderer Gegenden, ist der Appenzeller mit Zierat auffallend zurückhaltend. Im XVII. und XVIII. Jahrhundert sind einzelne Häuser reich ornamental bemalt worden. Bis auf wenige Ausnahmen sind diese Malereien aber überstrichen worden, als ob damit etwas der Eigenart nicht Entsprechendes ausgemerzt werden sollte. Die Stärke dieser Eigenart wird besonders klar, wenn wir beobachten, wie sie fremde Anregungen aufnahm und verarbeitete. Unter anderem wurden klassische Motive mit erquickender Naivität, aber gutem Formgefühl abgewandelt. Zu Beginn des XIX. Jahrhunderts wurden die Häuser der Dörfer in grosser Zahl hell bemalt, so dass dieser Gesamteindruck, den wir heute besonders schätzen, relativ jung ist. Auch die grossen Brände haben dafür gesorgt, in den Dörfern

die Zahl der alten Häuser zu vermindern. Heiden, das 1838 bis auf ein einziges Haus abbrannte, kam mit seinem Wiederaufbau in eine ungünstige Zeit, Gais war glücklicher, es verdankt seinen schönen Dorfplatz dem Brande von 1782 und dem bekannten Zimmermeister Conrad Langenegger.

Die St. Galler Stickerei

«Die St. Galler Stickerei hat ihren Platz im Konzert der modischen Gewerbe zurückerobert» schrieb die wohlorientierte Modejournalistin der «Neuen Zürcher Zeitung» anlässlich der Besprechung einer neuesten Ausstellung st. gallischer Stickereierzeugnisse. Wenn auch damit zunächst gesagt werden will, dass die in letzter Zeit bei verschiedenen Anlässen sichtbar gewordenen Stickereien und Spitzen durchaus auf der Linie der Pariser Mode, und damit neuzeitlicher modischer Bestrebungen überhaupt, liegen, so ist doch auch unverkennbar, dass die Musterung der Stickerei-Industrie sich in immer vermehrter Masse die besten Grundsätze zeitgenössischer angewandter Kunst zu eigen macht. Diese Wandlung ist nicht erst von heute! Die landläufigen Vorstellungen von St. Galler Stickerei sind längst überholt und werden sich hoffentlich in Bälde und allgemein ändern, wenn die neuerliche, durch verschiedene erfolgreiche Ausstellungen erkennbar gewordene Tendenz dieser Industrie, ihre Produkte nun öfters sichtbar werden zu lassen, anhält.

Unser Bildmaterial — eine knappe Auslese, die ohne Schaden für die Vorbildlichkeit der Beispiele beliebig erweitert werden könnte — illustriert überzeugend den Wandel in der Auffassung: Der Maschine wird nicht mehr die Reproduktion historischer Stilelemente in der ihr fremden Technik der Handstickerei zugemutet, sondern das Muster passt sich ihren klaren Funktionen an. Welche Vereinfachung des Arbeitsvorganges bedeutet das aus endlos weitergleitenden in einer Führung geführten Baumwollschnürchen gebildete Muster, und bei aller Selbstverständlichkeit welch reiche, amüsant spielerische Wirkung! Wie lebendig in seinen stark kontrastierenden Effekten wirkt der Stoff mit den hochplastischen, sich von einem aus zarten Fadenbündeln gebildeten Hintergrund abhebenden Karos und Kreisen! (Ein Kleid aus einem nach gleichen Prinzipien gemusterten Stoff wurde bei fashionablen Modeschauen vom Publikum mit stärkstem Beifall aufgenommen.) An Stelle der früheren Häufung entlehnter Motive tritt als Flächenbelegung oft eine rein sachliche Oberflächenstruktur des

Die Uebereinstimmung des Charakters von Architektur und Volk ist im Appenzellischen besonders augenfällig; der feingliedrige, schlichte Organismus der sauber gearbeiteten Holzkonstruktion stimmt sehr schön zusammen mit der beweglichen, nüchternen und fröhlichen Art der Bewohner. *Eric A. Steiger* BSA, St. Gallen.

Stoffes. Hier wird der Entwerfer zum grüblerischen Erfinder, der ausser den Möglichkeiten, welche die Maschine bietet, auch chemische Verfahren zur Erreichung solcher Cloqué-Effekte in seine Dienste nimmt.

Wo noch florale Motive verwandt werden, so geschieht dies mit der Logik und Anmut, wie wir sie bei altorientalischen Textilien bewundern, wobei wiederum die Technik mit den reizvollen Ausschneid-Effekten vorteilhaft zum Wort gelangt.

Zweifelloos, die Stickerei hat in jeder Beziehung den Anschluss an die Moderne gefunden! Wird es ihr endlich gelingen, die vielfachen Widerstände, welche durch Jahre ihre Prosperität hemmten, zu überwinden? Sie hat sich durch den hohen Standard ihrer Erzeugnisse die Gewogenheit der Pariser Haute Couture wieder erobert. Ihre Schöpfungen werden aufgenommen und von führenden Häusern an exquisitesten Modellen verarbeitet. Stickereien und Spitzen werden von Paris lanciert! — Soweit sind die Aussichten günstig. Die Hemmnisse bestehen in den zur Genüge bekannten Schwierigkeiten, wie sie sich mehr oder weniger der Erholung aller schweizerischen Exportindustrien entgegenstellen.

Unterdessen sucht sich die St. Galler Stickerei einigen Ersatz für den verschlossenen Export durch Gewinnung des schweizerischen Marktes zu schaffen. In rascher Folge ist dieses Frühjahr durch eine Reihe von Veranstaltungen — Ausstellung wie Modeschauen — breitesten Volksschichten die Kenntnis neuester Stickereierzeugnisse ermöglicht worden. Das Interesse, vornehmlich der Frauenwelt, war überraschend gross und zwingt allmählich den sich bisher ablehnend verhaltenden Textil-Detailhandel zur Führung von bestickten Stoffen. In den Schaufenstern erster Modehäuser werden wieder gestickte Kleider sichtbar. Wendet nun auch, wie es den Anschein hat, die gediegene Publizistik diesem hochkultivierten, einst so blühenden Zweig heimischer Textilindustrie ihr Interesse zu, so ist zu hoffen, dass durch das Zusammenwirken aller dieser Momente der St. Galler Stickerei der Weg in eine bessere Zukunft wieder geebnet werde. *S.*

Neue St. Galler Maschinenstickerei

Textilien gezeigt in der Schweizer Abteilung der Triennale Mailand 1936, von der Firma A. Naef & Co., Flawil. Aufnahmen von Binia Bill SWB